

Vorwort

24. Juli 1994

„Weine nicht, Mama, dies ist meine Lebensgeschichte. Ich werde wiederkommen...“

Die zarte, ruhige Stimme schwebt einige Sekunden im Raum, ehe sie verklingt. Ein Hauch, Transparenz. Dann wieder Stille. Ein kleines Mädchen hat soeben gesprochen. Es trägt ein hübsches rosa Nachthemd, das vorne mit einem breiten, glänzenden Satinband zugebunden ist. Es ist sechs Jahre alt. Es spricht manchmal Dinge aus, die uns überraschen und zuweilen auch unserer Aufmerksamkeit entgehen.

Ich wache bei der Mutter, die das kleine Mädchen im Schoß wiegt. Es hält eine große weiche, magere Plüschkatze im Arm. Ich singe für die Mutter, das kleine Mädchen und die Katze. Das Lied zieht Kreise, durchdringt den Raum und entschwindet zum Fenster hinaus. Die Nächte scheinen im Krankenhaus nicht enden zu wollen, und alle sind sie gleich. Hier herrscht eine andere Welt, ganz anders als bei den Lebendigen. Die lebendigen Menschen sind alle sehr beschäftigt damit zu leben. Sie können nicht hören, was kleine Mädchen sagen, die Leukämie haben.

Wie sind sie doch schwierig, verschlungen, voller Überraschungen und wunderbar, die Wege, die mich in dieses Zimmer geführt haben! Ich habe den Eindruck, am richtigen Platz zu sein und endlich die richtige Rolle zu spielen – meine Rolle. Ich fühle mich hier wohl, während ich die Mutter sanft wiege, die das kranke Kind im Arm hält. Ich hätte diesen seltsamen Geburtstag am 24. Juli auf keine schönere und angemessenere Weise feiern können... Soeben ist die abgegriffene Katze den Händen der Kleinen entglitten und lautlos zu Boden gerutscht. Sie ist nur noch eine schemenhafte, ungeordnet daliegende, weiche, rotbraune Gestalt auf den Fliesen des Fußbodens. Das Mädchen muss wohl eingeschlafen sein. Ihre Mutter blickt zu mir. Sie sagt, dass meine Stimme ihr Kraft gibt. Sie fragt mich, ob ich weitersingen könnte. Für sie.

Sie schließt die Augen. Sie lässt sich treiben. Befreit durch diese langsame Melodie, die ich ganz nach Belieben improvisiere, steigen plötzlich

Bilder in meiner Erinnerung auf. Erst eines nach dem anderen, dann alle auf einmal. In immer schnellerer Abfolge. Ich lasse sie kommen. Sie bringen mich zurück zu jenem Anfang des Juli 1985. Das war vor neun Jahren.

Es ist heiß, gerade so wie heute. Marie-Noelle (meine neunjährige Tochter) und Jean-Sébastien (mein zwölfjähriger Sohn) singen nervenaufreibend auf der Rückbank des Autos. Verrückte und lustige Lieder, die sie selbst erfinden. Es ist verrückt, wie falsch sie singen, diese beiden! Ich flehe sie an, uns zu verschonen. Jean-Claude (mein Ehemann, Filmregisseur) hält sich beide Ohren zu und lässt dabei das Steuer los. Er sagt lachend, dass sie, wenn sie nicht aufhören, die restliche Fahrt per Anhalter fortsetzen müssen. Er macht Anstalten, den Wagen augenblicklich am Straßenrand anzuhalten. Die Kinder kreischen, juchzen noch lauter. Sie sind aufgekratzt, überschäumend vor Leben. Wir ebenso!

Die Landschaften ziehen an uns vorüber. Hinter Paris folgt Dijon, nach dem der berühmte Senf benannt ist! Dann Nizza, Florenz, Venedig. Das glanzvolle Venedig, unendlich viel schöner und faszinierender als alles, was man in Büchern oder Filmen je darüber erfahren konnte. Venedig... Verborg sich dort der Feind? Trieb der Feind auf den trüben, verschmutzten Kanälen, die Venedig durchziehen? Hatte er sich nicht vielmehr in einem Fisch verborgen, in einem Stück rohen Fleisches, in einem Dessert? Hatte ich den Feind gegessen? Hatte ich ihn getrunken? Wann hatte ich ihn in meinen Körper eindringen lassen? War es an jenem glückseligen Tag, an dem wir jene Halskette aus Murano-Kristall kauften, dieses einfach traumhafte Juwel, das das Licht jenes Nachmittags auf meinen Fingern in funkelnde Farbfacetten zerlegte?

Venedig war die letzte Etappe unserer Reise. Als wir am 10. Juli wieder nach Hause kamen, trug ich, so schien es, den Feind bereits in mir. Ich beherrschte ihn, ohne es zu wissen, während er insgeheim einen massiven Angriff gegen mich vorbereitete.

Drei Tage verstrichen, bevor sich die ersten Symptome der Krankheit zeigten. Zeit genug, um den Haushalt wieder in Ordnung zu bringen, zwölf Trommeln Wäsche zu waschen, einen Berg an Baumwollwäsche zu bügeln und alles wieder in den Schubladen zu verstauen. Zeit genug, um die Familie, die Freunde wiederzusehen. Zeit auch, um die Urlaubsfotos entwickeln zu lassen.

Und dann, an jenem Samstag, ohne Vorwarnung, schlägt der Schurke bei mir mit voller Wucht zu. Ich verspüre einen schrillen Schmerz in der Milz und in der Stirn. Ein gleißend gelber Blitz. Ich gerate ins Wanken. Das ist

alles. Nicht mehr. Ich schlucke zwei Aspirintabletten und lege mich schlafen, mit dem festen Vorsatz, am nächsten Tag mit einer Diät zu beginnen! Es ist sicherlich die Leber, die hier verrückt spielt! Ganz normal, nach drei Wochen guten europäischen Essens. Und zudem fühle ich mich ein bisschen rundlich. Es würde mir nicht schaden, ein oder zwei Kilogramm abzunehmen...

Es fällt mir nicht schwer, meinen Entschluss auszuführen. Am Sonntag fühle ich mich nicht besonders gut. Ich habe keinen Appetit. Nachdem auch am Montag der Schmerz in der linken Seite weiterhin anhält, beschließe ich, einen Arzt zu konsultieren. Er unternimmt einen kurzen Ganzkörper-Check und geht dann zu einigen Tests und Analysen über. Er sagt, dass in wenigen Tagen alles wieder in den Zustand der Normalität zurückkehren werde. Ich verbringe den ganzen Dienstag im Bett – zu schwach, um aufzustehen. Was geschieht mir? Am Mittwoch bringt man mich mit dem Notarzt ins Krankenhaus. Ich habe vierzig Grad Fieber. Schüttelfrost. Mir ist übel. Die Ärzte wissen nicht, was mich erwischt hat. Sie legen mich auf Quarantäne. Der Alptraum beginnt. Die Reise jenseits des Horrors.

Ich soll den Namen des Feindes erst einige Wochen später erfahren: Es handelt sich um ein Virus. Das Coxsackie B5. Es hat von meinem Körper Besitz ergriffen, sich als absolutistischer Herrscher eingenistet und eine Virämie ausgelöst. Alle lebenswichtigen Organe werden befallen, eines nach dem anderen. Ich trete mitten in das Reich der Leidenden ein. Mein Zustand verschlechtert sich rapide. Nichts geht mehr. Zehn Tage später streckt mich das Virus triumphierend nieder. Ich sterbe. An diesem Punkt hätte mein Leben enden müssen. Es war vorbei. Ich hatte die Schwelle „zur anderen Seite des Seins“ überschritten.

Dennoch tritt eine unglaubliche Wendung ein. Nach einem Zeitraum der Abwesenheit, den niemand richtig abschätzen konnte – einige Sekunden, einige Minuten vielleicht – kehre ich wieder in meinen Körper zurück. Aufs Heftigste. Mit einem gellenden Schmerzensschrei. Es war am 24. Juli 1985, ungefähr um 23.30 Uhr. Das Leben gestand mir eine Gnadenfrist zu, einen Aufschub. Dieser Geburtstag ist es, den ich heute Abend im Stillen feiere. Meinen neunten Geburtstag... Den Tag meiner Rückkehr in die Schlacht des Lebens, in meinen Kampf, um die Krankheit zu besiegen. Den Tag meiner Wiedergeburt.

Nach zweieinhalb Monaten Krankenhausaufenthalt kehre ich endlich wieder nach Hause zurück. Aufgerieben. Am Ende meiner Kräfte. Verwandelt. Ich wiege sechzehn Kilogramm weniger. Nichts wird jemals wieder genauso

sein wie vorher. Ich werde alles von neuem lernen müssen – und vor allem verstehen, warum sich all dies mit mir ereignet hat... Mit einer einzigen Gewissheit im Herzen: Es gibt keinen Tod. Er ist nur ein Übergang in eine andere Welt. Nach diesem Fadenriss, den man den physischen Tod nennt, geht das Leben in einem anderen Raum weiter, der uns schon seit Ewigkeiten gehört.

* * *

Ich singe nicht mehr. Die Stille umgibt uns, gibt uns Geborgenheit. Das Mädchen schläft nun tief und fest. Ich nehme es sanft von den Armen der Mutter und lege es in sein Bettchen. Ich hebe die große rotbraune Katze auf und lege sie dicht neben das Kind. Die Mutter schickt sich ebenfalls an, sich hinzulegen. In dieser Nacht bin ich es, die Wache hält. Sie kann sich ausruhen. Ich bin da. Es wird eine lange Nacht werden.

I. BUCH

*26. September 1985,
einige Tage nach meiner Rückkehr vom Krankenhaus*

Meinen Tod überlebt, diese Blase des Horrors durchdrungen zu haben und alles wieder am gleichen Platz vorzufinden. Als ob nichts geschehen wäre. Das Wohnzimmer, das Haus, der Garten, alles ist da, genau wie vorher. Doch das Leben ist ohne mich weitergegangen. Es hat nicht auf mich gewartet. Das Laub der Bäume verfärbt sich bereits rötlich, meine Blumen welken dahin, die Nächte werden kühler. Das Leben geht weiter. Doch mich hat man getötet. Warum? Mit welchem Recht? Wem soll ich meinen Schmerz zuerst entgegenschreien? Niemand wird mich je hören, und ein Vergessen ist unmöglich. Man hätte niemals die verbotenen Türen öffnen dürfen. Der Tod... Mein Leben hat eine völlig neue Wendung genommen. Niemand hat es verstanden. Wie soll ich diesen Augenblick beschreiben? Die Worte sind so trocken. Sie zerspringen, zerplatzen in meinem Gesicht. Wem soll ich die Schuld geben? Ich weiß nun, dass nichts und niemand dafür verantwortlich ist. Eine schreckliche Täuschung lässt uns von Anfang an glauben, dass alles, was wir sehen, wahr ist. Ich weiß nun, dass die Realität anders aussieht, viel zu umfassend, um... Die erlernten Worte machen keinen Sinn mehr. Wer wird das jemals verstehen können? Und doch ist alles miteinander verbunden. Wir sind miteinander verbunden, weil wir alle Teil der Dimension sind, die man als die Dimension der „Lebendigen“ bezeichnet. Ich spreche dabei auch von dir, Stuhl, und dir, Teppich, und von meinem Stift und von Litz, der genauso losheult wie ich, und den man erst verstehen wird, wenn es zu spät ist. Oder zu bald.

Ich bin so müde... Und wenn man still auf mich wartet, um mich erneut umzubringen... morgen vielleicht? Na, warum denn nicht morgen? Nein, nicht jetzt gleich, noch nicht. Ich möchte nicht schon wieder sterben. Ich habe dazu nicht mehr die Kraft. Ich flehe euch an, nicht jetzt gleich.

Doch wer erhört mich schon? Wen rührt es? Ich weiß es nun zu genau. Dort drüben rührt es niemanden.

5. Oktober 1985

Zum ersten Mal seit meiner Rückkehr aus dem Krankenhaus bin ich allein zu Hause. Colette, meine Wächterin und Krankenpflegerin, ist zum Einkaufen gegangen. Ich habe ihr versprochen, nicht allein aufzustehen, und vor allem, mich nicht allein ins Treppenhaus zu begeben. Ich kann mit dem „Gehwägelchen“ sowieso nicht besonders weit gehen. Es ist hart, jemanden zu brauchen, der alles für mich macht. Ich kann mich über Colette nicht beklagen: Das Haus ist in tadellosem Zustand, die Betten sind immer gemacht, die Zimmer aufgeräumt. Sie gibt mir meine Medikamente zum richtigen Zeitpunkt. Die Kinder lieben ihr Gebäck... Ich hatte nie die Zeit dazu gehabt, all dies zu machen... Doch jetzt ist alles so traurig hier.

Mir ist kalt. Ich schreibe ein wenig. Solange sich die Worte niederschreiben lassen, ist das ein Zeichen dafür, dass ich noch lebe. Ich betrachte meine Hand, wie sie auf dem Blatt Papier liegt. Das ist nicht meine Hand. Das ist die Hand einer anderen Frau. Ich erkenne sie nicht mehr wieder. Zu knochig. Meine Hand gehört mir nicht mehr. Sie ist eine Fremde. Sie brennt vor Hitze. Ich friere.

10. Oktober 1985

Die Nachbarin ist zu mir zu Besuch gekommen und hat mich mit nach draußen genommen, um mit ihr ein wenig in der Sonne spazieren zu gehen. Wir sind bis zum Ende der Straße gegangen, ganz langsam, Schritt für Schritt. Ich klammerte mich an ihrem Arm und an meinem Gehstock fest wie eine alte Frau. Ich zitterte. Als ich zurückkam, schlief ich gleich ein. Ich war völlig erschöpft. Morgen muss ich nochmals ins Krankenhaus, um weitere Tests, weitere Blutproben durchführen zu lassen. Ich muss nüchtern kommen. Jean-Claude ist bis spät in den Abend mit Dreharbeiten beschäftigt. Wir sehen uns sehr selten. Den ganzen Tag über sind die Kinder in der Schule. Meine Freunde gehen zur Arbeit. Ich fühle mich noch einsamer als im Krankenhaus. Alle sind wieder zu ihrer Beschäftigung zurückgekehrt und haben mich hier allein gelassen. Ich kann ihnen nicht nachfolgen. Ich bin zu müde. Es ist zu schwierig. Ich habe Angst, dass sie die Rolle, die ich in der Fernsehserie „Cogne et gagne“ (Dt. „Anklopfen und gewinnen“) spiele, an eine andere Schauspielerin vergeben, weil ich mich nicht schnell